



al.
nicht

...her aus Zufall Arzt geworden, Chirurg dann sehr bewusst: Martin Meuli in Arbeitskleidung

Der Sänger und sein Skalpell

Der Schweizer Kinderchirurg Martin Meuli, ein Meister seines Fachs, hob als einer der Ersten weltweit ein ungeborenes Kind aus dem Bauch seiner Mutter, operierte es, legte es zurück.

Eigentlich wäre er gern Opernsänger.

Text und Interview: Erwin Koch

Foto: Anne Morgenstern

• Jetzt kippt er den Kopf ins Genick, schaut zur Decke und schweigt, das Zwitschern der Vögel im hellen Büro, der Lärm der Stadt, es ist Sommer in Zürich, Pestalozzistrasse 55, stumm starrt der Mann zur Decke und knurrt: Sie stellen aber Fragen!

Wann habe ich zum letzten Mal geweint?

Dann drückt er sich ins Lot, schlägt die Hände auf den langen Tisch, zehn kurze Finger, zwar sei er, schmettert Meuli in den Raum, nicht nah am Wasser gebaut, aber, um endlich zu einer Antwort zu finden, Tränen der Rührung seien ihm nicht fremd, zwar kein jähes Schluchzen, kein wildes Schütteln, aber ein Zustand der Ergriffenheit dann und wann, mehrmals im Jahr sogar – genauer weiß ich es nicht, reicht das?

Martin Meuli, Direktor der Chirurgischen Klinik am Kinderspital Zürich, Ordinarius für Kinderchirurgie an der Universität, Meister seines Fachs, schaut auf die Uhr.

Professor Meuli, Tausende von Operationen haben Sie hinter sich, neun davon – und die machten Sie berühmt – an Ungeborenen. Gibt es den lieben Gott?

Er schnaubt und lacht, dass es hallt.

Fragen stellen Sie!

Also, sagt er aus voller Brust, I don't believe in god, but I miss him.

Als Arzt rücken Sie den letzten Fragen doch näher als andere.

Also, holt er Luft, zu glauben, dass wir eines Tages ins Paradies eingehen, wo alles nach Flieder oder Lavendel duftet, in eine Dimension vollkommener Bedürfnislosigkeit, umsäuselt von Schuberts Liedern, belagert von unseren Liebsten – das sind romantische, wenngleich nachvollziehbare Vorstellungen, deren Wahrscheinlichkeit, dass sie zutreffen, zu gering ist, um sie zu meinen zu machen.

Kein Gott weit und breit?

Moment!, sagt Meuli und blickt zum Bildschirm, der vor ihm steht und leise summt, mit verhaltenem Optimismus möchte ich meinen, es habe Sinn, und zwar emotional wie intellektuell, etwas Übergeordnetes nicht auszuschließen, einen Spiritus Rector vielleicht. Anders gesagt: Ich wäre angetan und überrascht, wenn nach dem Tod die große Einsicht begänne und nicht die weite schwarze Leere.

Er bricht ab.

Und sagt plötzlich: Meine Befürchtung allerdings ist die, dass es so sein wird.

Aus die Maus?

Er schiebt die Unterlippe hoch, nickt mit schwerem Kopf.

Dass Martin Meuli, geboren am 28. April 1955 in Chur, Kanton Graubünden, Sohn eines Altphilologen und einer Kindergärtnerin, die, weil unverhofft schwanger, ihre Ausbildung zur

Pianistin aufgegeben hatte, sich solchen Fragen aussetzt, dankt er dem Umstand, dass er am 20. Dezember 2010 weltweit als einer der ersten Kinderchirurgen den Bauch einer Schwangeren aufschnitt und deren Ungeborenes, erkrankt an Spina bifida, einem offenen Rücken, erfolgreich operierte, den Rückenmarkskanal des Kindes also verschloss und schließlich wieder den Bauch der werdenden Mutter, die Monate später erst gebar.

Ihr kühnster Eingriff?

Er schwingt ein Bein auf den Tisch, setzt es ächzend ab, schwarze Socken, braune Schuhe, braune Hose, frisch gebügelt.

Zuerst, ich war und bin bei solchen Operationen nie allein zu Gange, schreiben Sie das auf. Nicht nur der zählt, der die Stirnlampe trägt, die Lupenbrille. Solche Operationen sind das Werk einer Gruppe von Spezialisten, schon die Narkose ist höchst anspruchsvoll, die Mutter wird nicht nur anästhesiert – doppelt bis dreimal so stark wie normal –, sie erhält auch Wehenhemmer, um die Gebärmutter während des Eingriffs zu beruhigen. Und so manchen anderen nützlichen Stoff. Sinnvoll ist die Operation zwischen der 20. und der 26. Woche der Schwangerschaft, vorher ist das Gewebe des Ungeborenen, das wir benützen, um die Wunde an seinem Rücken zu schließen, zu fragil, nachher ist der Schaden am Rückenmark möglicherweise bereits zu groß. Wir öffnen also die Bauchdecke der werdenden Mutter und holen den Uterus, darin das Ungeborene, aus der Bauchhöhle. Mit Ultraschall stellen wir fest, wie der Fötus liegt, und bestimmen dann, wo genau wir den Schnitt durch die Gebärmutter führen. Das äußerst zarte – und zu diesem Zeitpunkt noch nicht schwer beschädigte Rückenmark – ist dem Fruchtwasser direkt und ungeschützt ausgesetzt. Wir entfernen überschüssiges Zystengewebe, schließen dann den offenen Rücken mit Bindegewebe des Ungeborenen, einer Schicht Muskelgewebe, zuletzt mit seiner Haut.

Und Monate später kommt das Kind gesund zur Welt?

Meuli holt das Bein vom Tisch, liest am Bildschirm eine Mail, schüttelt den Kopf.

Was war die Frage?

Ob das Kind gesund geboren wird?

Man tut das Beste, was man heute tun kann, sagt der Professor, aber keine Wunder. Doch sei festzustellen, dass die Behinderung von fötal operierten Mädchen und Jungen, die an Spina bifida litten, wesentlich geringer sei als jene von Kindern, deren Rücken erst nach der Geburt geschlossen wird. In vielen Fällen, um es plakativ zu sagen, könne man so den Rollstuhl verhindern.

Eine Studie aus den USA, Management of Myelomeningocele Study, März 2011, weist in der Tat nach, dass 42 Prozent jener Kinder, die bereits ungeboren operiert worden waren, sich im Alter von rund zweieinhalb Jahren ohne Gehhilfe bewegen konn-

ten, jedoch nur 21 Prozent derer, bei denen der Eingriff nach der Geburt erfolgt war. Von fötal Operierten erlitten zwei Fünftel einen schweren Flüssigkeitsstau im Hirn, der unbehandelt zum sogenannten Wasserkopf führt, bei postnatal Operierten aber vier Fünftel.

Wann habe ich denn zum letzten Mal geheult?

Hunderte Male, noch zu Hause in der Kleinstadt Chur, las ihm der Großvater „Max und Moritz“ vor, vom Leben und Sterben zweier Jugenddelinquenten, bis Martin, vielleicht fünf Jahre alt, alle Verse auswendig kannte, Max und Moritz, gar nicht träge, sägen heimlich mit der Säge, ritzerate! voller Tücke, in die Brücke eine Lücke. Als nun diese Tat vorbei, hört man plötzlich ein Geschrei: He heraus, du Ziegen-Böck! Schneider, Schneider, meck, meck, meck!

Früh lud die Mutter ihren Ältesten auf den Schoß, sang mit ihm am Klavier, lehrte Lied nach Lied, Martin schrieb, las und rechnete, noch bevor er in die Schule kam, ein schnelles, kluges Kind, glücklich, schwerelos. „Sechse kommen durch die ganze Welt“ hieß sein liebstes Märchen, ein Soldat, vom König entlassen, trifft wandernd einen Mann, so stark, dass der ganze Eichen aus der Erde zupft, er trifft einen Jäger, der fähig ist, einer Fliege ein einzelnes Auge auszuschießen. Ein Vierter, mit der Puste aus nur einem Nasenloch, treibt sieben Windmühlen an, ein Fünfter schnallt sich, um nicht allzu schnell zu sein, ein Holzbein ab, ein Sechster schließlich stellt mit seinem Hut, wenn nötig, Frost und Kälte her.

Diese Mär der frühen Jahre, sagt er aus schwarzem Möbel, habe vielleicht angestoßen, was heute seinen Beruf bestimme, die Arbeit im Team, das Zusammenwirken von Individuen, jedes ausgestattet mit einer besonderen Fähigkeit, erfolgreich nur im Verband, chirurgische Eingriffe, sagt Meuli, seien heute anders nicht denkbar.

Stichwort siamesische Zwillinge?

Ein schönes Beispiel!, sagt der Professor und liest eine Mail.

Im Sommer 2007 hatten sich Martin Meuli und seine Kollegen vom Kinderspital Zürich während Monaten auf die Trennung von siamesischen Zwillingen vorbereitet, die erst noch geboren werden sollten. Das Ultraschallbild zeigte zwei Knaben, eineiige Zwillinge, miteinander verwachsen an Bauch und Brust, jeder mit einem eigenen Herz. Sie lagen, wie üblich, Kopf an Kopf, einer drehte sich aber kurz vor der Geburt, seine Füße berührten nun das Gesicht des Bruders, ein Fall, noch nie beschrieben in der Geschichte der Medizin.

Meuli ließ einen speziellen Operationstisch einrichten, auf dem die Kinder, einmal am Licht, nebeneinander anästhesiert und schließlich, auf der Seite liegend, getrennt werden konnten. 30 Menschen standen während dreier Stunden im Einsatz, der Professor, groß, schwer, barock, dirigierte im lindgrünen Kleid und

die entscheidenden Schnitte, trennte, was die Brüder verband, Lunge und Leber. Zurück blieben nichts als zwei Narben und eine große Zwillinge, und das Kinderspital Zürich, stolz auf seine Leistung, lud zur Pressekonferenz, 29. Juni 2007, Martin Meuli, Direktor der Chirurgischen Klinik, Ordinarius an der Universität Zürich, die große Brille im vollen Gesicht, seine Stimme laut und klar, trug auf: Diese Operation, meine Damen und Herren, ist eine Symphonie für Orchester und Chor.

Taglos übte Martin am Klavier, jeden Mittwoch sang er im Chor, er jauchzte an Ostern und Weihnachten zur Freude der Eltern, in der Schule war er gut, dass die Lehrer sagten, das Kind von der ersten direkt in die vierte Klasse zu befördern, dann von der fünften direkt ins Gymnasium, die Bündner Kantons- und Chur, wo der Vater war. Beide Male lehnte er die Versetzung ab, zuhause hätte er seine Kameraden vermisst.

War das Gegenteil von Moritz?

ger Probleme machte ich nicht.

Meuli führt einen Finger an seine wuchtige Brille, er schliesst das rechte Lid. Er knurrt, so rein gar nicht. Einmal, bei schlechtem Wetter, sammelten ein Dutzend und ich ortsübliche Munition, um einige Mädchen zu bestrafen, die gackernd von der Schule kamen. Ein Gekrei- schen so laut, dass wir im Garten flohen und uns versteckten. Die Überfallenen schrien meine Mutter aus dem Haus, und die hörte sich nach ihrem Sohne an, stellte mich dann zur Rede.

Hauserarrest, ich weiß es nicht mehr.

Meuli wechselte froh ans Gymnasium, er lernte ohne Mühe und nun, die Stimme gebrochen, auch am Samstag von 13 Uhr in der Singschule Chur mit, wurde endlich Teil des

Kammerchors, der mehrmals jährlich zum Konzert ins Stadttheater lud, das Requiem von Brahms, jenes von Verdi, von Mozart, Missa solemnis, Vier Jahreszeiten, Schöpfung, Weltliteratur, nichts war uns zu schwierig.

Was verdanken Sie der Musik?

Musik, sagt er und schaltet auf Schriftdeutsch, Musik ist ein mich stetig begleitet habendes Lebelement allererster Güte und Priorität, Grund zur Freude und zum Trost im Gleichen, ungemein bereichernd, so wichtig, dass die Vorstellung, es gäbe sie nicht,

unstatthaft ist, Musik ist ein kardinaler Teil des Lebens, obwohl man nicht stirbt, wenn man keine hat.

Und was verdanken Sie der Chirurgie?

Meuli setzt sich gerade auf sein Möbel, dreht Haar zu einer dicken Strähne.

Der Chirurgie verdanke ich leuchtende Augen, von Kindern und von Eltern. Der Chirurgie verdanke ich Erfüllung. Der Frustrationsanteil ist kaum vorhanden, er begrenzt sich auf die Bürokratie, Administration, auf Sitzungen, Regulative, Papier.

Sind Chirurgen Feiglinge?

Wieso das?

Weil sie es am Bett des Kranken nicht aushalten, sie kommen, sie schneiden, sie gehen.

Meuli wirft den Kopf ins Genick, starrt zur Decke und schweigt.

Arzt, sagt er endlich, sei er wohl fast aus Zufall geworden, Chirurg dann aber sehr

bewusst. Weil die Chirurgie innerhalb der Medizin ein vergleichsweise zupackendes Fach sei, vielleicht sogar ein aggressives, auf jeden Fall vibrierendes.

Chirurgen sind Pragmatiker, sind Macher. Sie erkennen nur Schwarz und Weiß. Der Chirurg sagt: Jawohl, hier ist ein Problem, ich kann es lösen, und das sage ich nicht nur, das mache ich auch. Der Chirurg operiert – oder er operiert nicht, es gibt keine halben Operationen. Der Mediziner jedoch ist anders ►



Martin Meuli sagt: *I don't believe in god, but I miss him*

entworfen. Der überlegt hin und her, versucht es zuerst mit der Salbe A, dann mit der Salbe B, dann mit der Pille A, mit der Pille B, hin und her, der Mediziner ist ein Mensch der Grautöne, der Gemächlichkeit. Das ist keine Abwertung.

Lieber Meuli, Sie beantworten die Frage nicht.

Die war?

Ob Chirurgen Feiglinge sind.

Eher Rosinenpicker, sportlich ambitioniert und sportlich begabt. Chirurgen haben wohl die Gnade, relativ schnell eine relativ sichere Diagnose stellen zu können, um dann eine sinnvolle Operation vorzunehmen und sich, aber auch dem Patienten, auf diese Weise Befriedigung zu verschaffen. Ein Problem!, eine gute Operation!, ein guter Verlauf!, ein Problem weniger for the rest of your lifetime! Chirurgen stehen auf der Sonnenseite des Patientenspektrums, ja.

Der Professor kratzt sich wieder das Lid und donnert: Feigling nein! Rosinenpicker ein bisschen!

Monate vor der Matura, im Frühling 1975, ging in der Bündner Kantonsschule die Rede, künftigen Medizinstudenten drohe ein Numerus clausus, nur wer sich frühzeitig um einen Studienplatz bewerbe, erhalte einen. Martin Meuli, 20, entzündet für die klassische Musik, setzte seinen Namen lustlos auf die Liste, sicher ist sicher. Er wurde Soldat, diente 17 Wochen und nahm in Anspruch, was jedem gehörte, der vor einem Studium stand: zwei freie Tage, um sich zu immatrikulieren. In der Uniform der Schweizer Armee reiste er nach Zürich und besah sich die Universität hoch über der Stadt, Meuli schrieb sich ein, aber irgendwann holt die Musik mich doch.

Die ersten Vorlesungen besuchte er kaum, Physik, Chemie, Mathematik, lieber setzte er sich ins Opernhaus, ins Schauspielhaus, in die Tonhalle, in die Stube eines Gesanglehrers, jeden Freitagabend reiste er nach Chur, übte samstags mit dem Kammerchor bis spät in die Nacht, Requiem aeternam dona eis, Domine: et lux perpetua luceat eis. (...) Kyrie eleison, Christe eleison, Kyrie eleison.

Professor Meuli, was, wenn ein Kind vor Ihnen liegt, erst wenige Tage alt, ständig schreiend vor Schmerzen, jenseits der Möglichkeit einer Heilung oder einer Besserung durch Medikamente oder chirurgische Eingriffe?

Er schaut zum Balkon, wilder Wein hängt am Geländer, Meuli reibt sich die Finger.

Wenn also das Leiden mit dem Leben nicht mehr vereinbar ist, sagt er leise.

Ich könnte es nicht, flüstert er.

Niemals. Abgesehen davon, dass es verboten ist: Das könnte ich niemals.

Ist das Leiden noch so groß, die Prognose noch so düster, ich könnte dieses Kind nicht töten. Keine Option für mich, nicht einmal von Ferne, just not. Als Arzt stehe ich auf der anderen Seite, selbst wenn ich mich frage, wo versteckt sich heute wieder der liebe Gott, der zulässt, was hier vor mir geschieht, ein Wegsiechen in Elend und höchster Qual.

Dann tröstet die Musik?

Immer!, jubelt Meuli.

1979, seit vier Jahren in Zürich, stellte Martin Meuli, um den Abschied eines Professors zu begleiten, einen Chor zusammen, 20, 30 Medizinstudenten, sie sangen so froh über den Tag hinaus, dass sie beschlossen, Verein zu bleiben, der Chor der medizinischen Fakultät der Universität Zürich. Und eines Abends, Meuli, der Dirigent, saß am Klavier, trat eine Neue in den Raum, ich sah sie kommen, diese junge schöne Frau, ich sah sie aus meinen Augenwinkeln – die will ich!

Und?

Sie hielt mich für einen Hallodri.

Und?

Seit 34 Jahren sind wir ein Paar, glücklich und, unserem Beruf zuliebe, ohne Kinder. Claudia ist Chefärztin an der Klinik für Plastische, Wiederherstellungs- und Handchirurgie am Kantonsspital Aarau, Professorin an der Universität Zürich.

Ist Claudia besser als Sie?

Er lacht, dass es hallt im langen hellen Raum, Pestalozzistraße 55, dritter Stock, eine Villa aus alter Zeit.

Ja, Claudia ist besser in bestimmten Dingen, zum Beispiel ist sie ausdauernder als ich, zehn Stunden lang oder mehr kann sie operieren, im Mikrobereich! Ich bin nach fünf bereits erschöpft. Umgekehrt, meine ich, sei ich besser, auf jeden Fall lauter, im Verkaufen wissenschaftlicher Erkenntnisse.

Was müsste geschehen, damit Sie das Skalpell weglegen?

Sobald er merke, sagt der Professor, dass er nicht mehr gut sehe. Dass seine Hände nicht mehr täten, was sie tun sollten. Und seinen Kollegen habe er befohlen, ihn vom Sockel zu stoßen, sollten sie an ihm erste Zeichen einer gewissen Demenz feststellen, kaum erkennbar für den, der sie hat.

Davor haben Sie Angst?

Eine Vorsichtsmaßnahme.

Er schaut auf die Uhr.

Im Jahr 1981 schloss Martin Meuli, 26, sein Studium ab, er arbeitete bei der Schweizerischen Rettungsflugwacht, dann mit den Anästhesisten des Universitätsspitals Zürich, 1983, begleitet von seiner Freundin Claudia, zog er nach Münsterlingen an den

ensee, Allgemeinchirurgie Kantonsspital Münsterlingen, der
 efarzt spielte Klavier und lud bei Gelegenheit zu einem Haus-
 zert, Meuli blätterte ihm die Noten um. Eines Tages sang dort
 e Amerikanerin, Nichte von Martin Luther King, ausgebildet
 einer alten Dame, Else Seyfert-Grünwald, wohnhaft in Kon-
 z. Der Chef stellte seinen Gehilfen der Lehrerin vor: Frau
 fert, hören Sie sich den doch einmal an. Für neue Schüler,
 te sie, habe sie im Grunde keine Zeit. Meuli, nicht zu brem-
 reiste trotzdem nach Konstanz und sang, Herr Seyfert am
 r, der Meisterin vor, Schubert. Ganz nett, sagte die Alte,
 r keine Zeit.

Jetzt drückt sich der Professor, groß und schwer, aus seinem
 er, breitet die Arme aus, das Herz, spielt und spricht, was
 t in Konstanz geschah.

Keine Zeit für neue Schüler!

Frau Seyfert, zu nahe treten möchte ich Ihnen nicht, zu groß
 ein Respekt vor Ihrer Kunst. Doch sollen Sie wissen, dass ich
 h, vor Ihnen singend, als Schüler noch nie so wohlgefühlt
 e, aufgehoben und begriffen. In allerbesten Händen.

Tut mir leid, Herr Meuli.

Ist das, liebe Frau Seyfert, Ihr letztes Wort?

Sie schweigt, Falten um den zähen Mund.

Da spricht ihr Gatte am Klavier: Else, hol den Kalender!

Else steht auf, holt den Kalender und fragt: Also wann?

Und also wurde Dr. med. Martin Meuli, Allgemeinchirurg in
 sterlingen, gieriger Schüler der Else Seyfert-Grünwald, drei-
 der Woche fuhr er nach Konstanz und sang sein Mögli-
 Mozart, Puccini, Schubert, Claudia hütete die Patienten.
 manchmal sagte die alte Dame gerührt: Mein lieber Martin,
 a Sie diesen Mozart so singen, weinen in der Oper die Leute.

bes Stück Musik, Herr Meuli, halten Sie für vollkommen?

es schießt es aus ihm, als hätte er auf die Frage gewartet, hier
 es nicht um Stücke, es geht um Werke, eine ganze Reihe
 n, Werke, in denen Revolutionäres und Göttliches sich fan-
 die Goldberg-Variationen von Bach, die Zauberflöte, das
 sche Requiem von Brahms, Sacre du printemps, Beethovens
 e, Schuberts unzählige, großartige, wunderbare Lieder. All
 und einiges mehr, kommt es mir vor, wurde für Äonen
 affen, für die Ewigkeit, mit einer Kraft, der niemand ent-
 nt.

er holt Luft.

Meuli heiratete seine Claudia, den Titel des Facharztes erlang-
 schneller als er, nun wohnten sie wieder in Zürich, Meuli
 chte sich auf der Urologie des Universitätsspitals, wechselte
 gemeinen Chirurgie, schließlich ins Kinderspital, fuhr jeden
 tag nach Konstanz zur alten Dame Seyfert-Grünwald, die
 bte, die ihn tadelte. Sie sagte: Mein lieber Martin, noch sind
 s Sänger nicht wirklich reif, aber reif genug, um irgendwo
 singen. Was, wenn wir es beim Internationalen Opernstu-

dio des Opernhauses Zürich versuchten? Im Februar 1987 trug
 Dr. Meuli dort vor, dies Bildnis ist bezaubernd schön, wie noch
 kein Auge je gesehen, Die Zauberflöte, Che gelida manina, se la
 lasci riscaldar, La Bohème, und, wie immer, etwas von Schubert.

Ich war genommen, jauchzt er in sein Büro, nun musste ich
 mich entscheiden, Chirurgie oder Musik, ein für alle Mal.

Schlaflose Nächte, Herr Meuli?

Befindlichkeitsgestörte Phasen!

Den Ausschlag für die Chirurgie habe letzten Endes seine Angst
 erwirkt, als Sänger auf Dauer nicht zu bestehen und irgendwann
 an einem Konservatorium in tiefer Provinz dreizehnjährige Mäd-
 chen dirigieren zu müssen, das Krippenspiel als Höhepunkt des
 Jahres.

Martin Meuli wurde Oberarzt am Kinderspital Zürich, Som-
 mer 1988, ein Jahr später Leiter des Zentrums für brandverletzte
 Kinder, ein Meister auch in diesem Fach. Zusammen mit seiner
 Frau zog er nach San Francisco, 1993 bis 1995, sie waren Re-
 search Fellows am Fetal Treatment Center, Department of Sur-
 gery, University of California, sie übten an Schafen und Mäusen
 den Eingriff an Föten, streuten ihre Erkenntnis in der allerersten
 Ausgabe von »Nature Medicine«, Seiten 342 bis 347: „In utero
 surgery rescues neurological function at birth in sheep with spi-
 na bifida.“ Schließlich die Rückkehr in die Schweiz, Arbeitstage
 von 13 Stunden, die Ernennung zum Direktor der Chirurgischen
 Klinik 2003, Professor an der Universität, die Trennung siamesi-
 scher Zwillinge 2007, die erste offene Operation an einem unge-
 borenen Kind 2010.

*Und trotzdem, Herr Meuli, ab und an der Gedanke, sich für das
 Falsche entschieden zu haben?*

Er schiebt die Unterlippe hoch, die Schulter, grinst aus rundem
 Gesicht.

Dann singe ich halt im Büro und auf der Toilette.

Der Professor krümmt sich zum Bildschirm, liest eine Mail,
 murmelt Unverständliches, lärmt auf: Jetzt weiß ich's! Am 20.
 April 2013 war das. Da waren meine Frau und ich bei einer Hoch-
 zeit im Tessin, die Braut war wunderschön und ganz in Weiß, das
 Kleid ging ihr bis hier zum Hals. Adriana! Mit neun war sie zu
 uns ins Spital gekommen, 80 Prozent ihrer Haut waren verbrannt,
 drittgradig tief.

Wir wussten nicht, ob das Kind zu retten war.

Eigentlich war es nicht zu retten.

Ich ging zu ihrem Vater, sagte ihm die Wahrheit, und der sah
 in die Weite, irgendwohin, und sprach mit einer Würde, die mich
 noch heute frieren lässt: Sarebbe peccato se venisse a mancare, es
 wäre schade, wir müssten sie eines Tages vermissen.

Und als nun Adriana, fast 20 Jahre später, in die Kirche zum
 Altar geschritten sei, schön und ganz in Weiß, da habe er, der
 Silberrücken Meuli, plötzlich geheult, gut und wahr. —